

Nekr
E
26

~~1883~~
Nekr E
Zürich

0026

Gedächtnißrede

auf

Dr. Alfred Escher

gehalten bei der

Escher-Feier

den

23. Dezember 1883

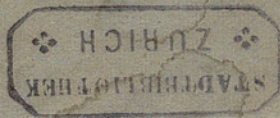
von

H. Wiesendanger,
Erziehungsrath.

Separat-Abdruck aus der „Limmat“.

Zürich.

Druck von Schiffer & Co. (B. Cotti).



Dr. Alfred Escher.

Seit den Zeiten, wo nach den Berichten des St. Galler Mönchs Walafrid Strabo ein herkulischer Escher unter der Anführung vom Schwiegervater Karls des Großen ganze Schaaren von Wilzen und Avarn der Reihe nach mit seiner gewaltigen Lanze anspießte, zählte das Geschlecht der Escher manch tüchtigen Mann, der sich auf dem Kampfsplatze oder im Rathssaale, auf eidgenössischen Tagen oder bei Gesandtschaften, auszeichnete. Aber die bedeutendsten Namen dieses Geschlechts gehören doch der neuesten Geschichte an. Hans Konrad Escher von der Linth und Alfred Escher vom Gotthard sind zwei Namen in der Geschichte der Eidgenossenschaft, deren Glanz nicht verblasen wird, so lange unser Vaterland besteht. Und wie viele ganz ungesuchte Parallelen bieten sich dem sorgsamen Beobachter in der Existenz dieser zwei großen Männer dar! Beide, in ihrer frühen Jugend weniger durch den Umgang mit Knaben ihres Alters als durch den Einfluß geistesstarker Schwestern gehoben; beide mit gründlicher Kenntniß des Alterthums eine ebenso tiefe Einsicht in die Bedürfnisse der Neuzeit verbindend, die sie sich nicht zum wenigsten durch einen längern Aufenthalt in der französischen Hauptstadt kurz vor bedeutenden Krisen in den politischen Verhältnissen erworben hatten; beide durch ihre Familienverhältnisse sogleich nach ihren Studienjahren in den Stand gesetzt, in die Geschichte des engern und weitern Vaterlandes mit kräftiger Hand einzugreifen und in Wendepunkten der eidgenössischen Geschichte hervorragenden Antheil an der Neugestaltung zu nehmen; beide

neben politischen Zielpunkten den wirtschaftlichen Wohlstand des ganzen Schweizerlandes fest und unentwegt im Auge behaltend; darum beide auch von den Eidgenossen anderer, selbst der entferntesten Kantone ebensoviele, wo nicht höher geschätzt, als in ihrem Heimatkanton; denn wenn die Stadt Lugano in wohlverdienter Anerkennung seiner Leistungen für den Tessin Alfred Escher in's Ehrenbürgerrecht aufgenommen hat, so blieb im Wallis Hans Konrad Eschers Name in die dankbaren Herzen eingeschrieben, als er nach dem Sturze des Getrozaletschers im Bagnethale (1818), und dem Unglücke, das durch Stauung der Drance über das Bagne- und Rhonethal hereingebrochen war, das einzige Mittel, ähnliche Kalamitäten zu verhüten, nämlich die Sprengung eines Stollens durch den dem Gletscher gegenüberliegenden Gebirgsvorsprung erkannt und zur Durchführung das meiste beigetragen hatte. Sie beide haben in der spätern Zeit ihrer Wirksamkeit ihre Kraft fast ausschließlich einem großen nationalwirtschaftlichen Werke gewidmet und dasselbe an der Linth wie am Gotthard trotz nothwendig werdender Rekonstruktion des Unternehmens noch bei Lebzeiten zu Ende führen sehen. Aber beide sind leider auch allzu früh das Opfer ihrer aufreibenden Thätigkeit beim Hauptwerke ihres Lebens geworden. Wir haben letzten Sommer mit tiefer Wehmuth in der Kunsthalle Bela's Opfer der Arbeit betrachtet; aber mancher hat dabei vergessen, daß aus dem Hintergrunde die Büste des größten Opfers, welches der Gotthard gefordert hat, herniederblickte auf die Todtenbahre des Helden der Arbeit.

Doch, lassen wir jetzt diese berechnigte Parallele der beiden großen Männer und wenden wir uns zu dem einen, der ja unserm Kreise so vieles gewesen ist!

Die französische Revolution mit ihrem Papierschwindel in Assignaten und Mandaten brachte über die sonst günstig situirte Familie Alfred Eschers unendliches Herzeleid und große Bedrängniß, indem durch Spekulationen in diesen Papieren der ökonomische Ruin seines Großvaters herbeigeführt wurde.

Während bei absterbenden Zweigen alter Geschlechter ein Schlag, wie er Eschers Familie damals traf, energielose Resignation und damit den unvermeidlichen Untergang zur Folge hat, weckte er in diesem Falle neue Thatkraft, ein Beweis, wie le-

benkräftig der alte Stamm noch war. Alfreds Vater, damals ein 18-jähriger Jüngling, verließ die Heimat, und im Dienste des Bankierhauses Baring von London und Amsterdam, welches das Talent seines jungen Angestellten bald erkannte, machte er im Staate New-York großartige und glückliche Spekulationen in Ländereien, die er nachher auf eigene Faust und in Verbindung mit dem Hause Rougemont in Paris fortsetzte. Durch diese Operationen legte er den Grund zu seinem großen Vermögen. Aber gerade diese wunderbar schnelle Prosperität erweckte die allzeit lauernde Verleumdungssucht der Mißgunst. Sklavenhändler sollte er gewesen sein und an seinem Gelde der Fluch der afrikanischen Rasse kleben. Natürlich bediente sich Hr. Escher wie damals alle andern Kolonisten der Neger. Aber ihm speziell ein Verbrechen daraus zu machen, ist ein Vorwurf, gerade so wahr und unwahr, wie wenn man gegenwärtig denjenigen Züchern, deren Voreltern einmal Bögte auf der Landschaft gewesen sind, vorwerfen wollte, an ihrem Gelde klebe das Blut der ehemals leibeigenen Bauern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt verheirathete er sich mit dem feingebildeten Fräulein Lydia Zollhofer vom Schlosse Hardt bei Ermatingen, der Mutter Alfreds. Am 20. Febr. 1819 wurde ihnen im Hause zum „Neuberg“ am Hirschengraben ein Sohn, ihr zweites Kind geboren. Die etwas ältere Schwester übte gleich vom frühen Kindesalter an einen wesentlichen Einfluß auf ihn aus, während er mit Knaben seines Alters nicht gerade häufig in Berührung kam. Das elterliche Haus, mit allem ausgerüstet, was es zum Paradiese eines Kindes machen konnte, ließ die Sehnsucht nach weitläufigen Bekanntschaften nicht aufkommen, besonders als der Vater in Enge den wunderschön gelegenen Fleck Landes gekauft hatte, der unter dem Namen Belvoir in einen der schönsten Landstüce am See umgewandelt wurde. Eschers Herz war weit entfernt, sich an persönlichen Besitz anzukniffen; aber mit seinem Belvoir waren seine liebsten Erinnerungen so verknüpft, daß selbst im gereiften Mannesalter ein Theil seiner Entschließungen von der Rücksicht auf seinen Wohnsitz abhing. Es gibt wohl kaum einen Staatsmann der Neuzeit, von dem so wenige außeramtliche Briefe vorhanden sind als von Escher; aber in den wenigen finden wir direkt und indirekt so manche Hindeutung auf sein herrliches Heim, daß wir daraus den sichern Schluß

ziehen dürfen, wie theuer es ihm war. Zu dieser Seite im Denken und Fühlen des großen Mannes haben seine naturfönnige Mutter und sein Vater, dessen naturhistorische Sammlungen später denjenigen des Polytechnikums einverleibt wurden, wol gleichviel beigetragen. Dazu kam der Einfluß seines ihm unlängst im Tode nachgefolgten Hauslehrers, des Hrn. Professors Oswald Heer. Wer hätte dem meist strammen Ganges einerschreitenden, scheinbar stets in Projekten vertieften Staatsmanne angesehen, daß er ein so aufmerksames Auge auf all die Schönheiten der Natur hätte! Und doch waren Szenen, wie Hr. Professor Hans Scherr in seinem Lebensabriß uns eine erzählt, keine Seltenheit. Kurze Zeit vor seinem Tode, an einem schönen Herbstmorgen 1882, nachdem die Nebel im herrlichen Sonnenscheine sich aufgelöst hatten, ging Hr. Escher mit Hrn. Prof. Scherr in den Anlagen des Belvoir spazieren. „Saphirblau“, sagt Scherr, „glänzte der See aus seiner grünen Uferschaale heraus und hoch darüber herein leuchteten die weißen Alpenzinnen. Wir sahen lange schweigend in alle die Pracht hinein. Dann sagte Escher, tief aufathmend: „Daß man auch davon scheiden muß!“ Der körperlich und geistig sich auf's schönste entwickelnde Knabe erhielt von seinem 9. Jahre an auch Turnunterricht unter der Leitung des damals hiesür begeisterten Studenten Alexander Schweizer, des später berühmten Theologen. Ihn und Oswald Heer hat Hr. Escher sein ganzes Leben lang hoch geachtet, und den jüngern Bruder des Ersten, seinen Studiengenossen, hat er zuerst als Sekretär des Erziehungswesens und später als Sekretär der Gotthardbahndirektion bis 1878 stets um sich gehabt und seines besonderen Vertrauens gewürdigt.

Wohl vorbereitet trat Escher in die obern Klassen des Gymnasiums ein und gleich von Anfang an übte der ebenso gediegene Sprachforscher wie sein beobachtende Pädagoge Hans Kaspar Drelli einen hinreißenden Einfluß auf ihn aus. Von Eschers 1842 in lateinischer Sprache geschriebenen Dissertation behufs Erwerbung des Dokortitels wurde nicht bloß der wissenschaftliche Gehalt von berühmten Gelehrten wie Vongerow, Buchta, Geib, sondern namentlich auch die geradezu klassische Form gerühmt, so daß Escher auch hierin ein würdiger Nachfolger des Bürgermeisters Furrer wurde, ja ihn vielleicht übertraf. Daß das Studium der Geschichte dem aufsteimenden

Geiste des künftigen Staatsmannes Bedürfniß wurde, ist selbstverständlich.

Mit seinem Uebertritt an die Universität auf Ostern 1835 begann Escher auch seinen unwiderstehlichen Einfluß auf seine Umgebung auszuüben, eine Erscheinung, hervorgerufen durch die Ueberlegenheit seines Geistes, welche sogar auf das Gemüth fast magisch wirkte, und die Kraft seines Willens, die keine andern Schranken als die seiner Vernunft kannte. Diese Eigenthümlichkeit ist ihm zeitlebens geblieben. Wer sich ihm nahte, blieb im Zauberkreise seiner Atmosphäre gefesselt, oder fühlte sich gleich von vornherein abgestoßen durch den Widerspruch des eigenen Wesens mit dem seinigen. Man hat ihm das, was das natürliche Ergebniß seiner Eigenart war, als berechnete Herrschaft vorgeworfen, die keinen Widerspruch und keine Selbständigkeit ertragen habe. Als Beispiele vom Gegentheil führe ich die Herren Minister Kern, Welti, Rüttimann und selbst Herrn Prof. Treichler an, dem doch wol noch Niemand kriecherischen Sinn zugeschrieben hat. In der Studentengesellschaft „Zosingia“ herrschte er ganz einfach durch den Ernst, womit er seine wissenschaftlichen Studien betrieb, und den er auch bei andern zu wecken und zu erhalten wußte. Natürlich leisteten ihm sein Reichthum und seine allzeit schlagfertige Beredsamkeit bedeutenden Vorschub.

Seine Verhältnisse nöthigten ihm kein spezielles Berufsstudium auf; daher zog er neben der eigentlichen Jurisprudenz alles in den Kreis seiner Forschung, was man heute unter dem Namen Staatswissenschaften zusammenfaßt. Und dazu rechnete er auch die Uebersicht über das ganze Gebiet der Theologie. Denn Escher hat zeitlebens den antiken Begriff vom Staate festgehalten, wornach es jedem Staatsbürger möglich sein sollte, die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse, also auch der religiösen, innerhalb der Staatsinstitutionen zu finden. Er hat darum bis ans Ende der Staatskirche das Wort geredet. Wol mochte ihn auch der Umstand zu diesem Zweige seines Studiums veranlassen, daß der betreffende Dozent gerade sein ehemaliger Lehrer Alexander Schweizer war. Denn Dankbarkeit war seines Herzens Bedürfniß, und der Ausdruck dieses Gefühls nahm immer die zarteste Form an. Drei Männer von europäischem Rufe: Keller, Bluntschli und Geib waren die von ihm bevor-

zugten Dozenten. Mächtig haben diese auf die Klärung seiner Begriffe gewirkt; aber er wahrte sich die Integrität seines Charakters und bildete sich sein System selbstständig; es war das des auf Intelligenz beruhenden Liberalismus oder Radikalismus, wenn man will. Für einen so fein denkenden, scharf beobachtenden, sein Vaterland so glühend liebenden Jüngling gab es in jener schöpferischen Periode wol keinen andern Ausweg. Die Leistungen eines Hirzel, eines Ulrich, Furrer, Snell, Pfhyffer und anderer sprachen zu deutlich.

Nach Vollendung seiner Studien in der Vaterstadt ging Escher im Frühling 1838 nach Bonn und auf Ostern 1839 nach Berlin. Eigenthümlicherweise nahm er weder an einen noch an andern Orte an den Studentenverbindungen Antheil, wol aber sammelte er einen Kreis von Freunden unter seinen Studiengenossen um sich, die sich nicht bloß gegenseitig wissenschaftlich förderten, sondern mit denen er auch in voller Jugendlust die Freuden des Studentenlebens kostete. Die meisten seiner Komilitonen stiegen in Deutschland und der Schweiz sehr rasch zu ehrenvollen Stellungen empor, ein Beweis, daß der Trieb nach strenger wissenschaftlicher Ausbildung immer im Vordergrunde blieb. Neben juristischen folgte er namentlich auch historischen Vorlesungen. Von seinen Lehrern in Bonn stand er zu Bethmann-Hollweg in genauerer Beziehung, die mit ihm auch später durch fleißige Korrespondenz unterhalten wurde. In Berlin wurde er gleich im Anfange des zweiten Semesters von einem gefährlichen Augenübel überfallen, das glücklicherweise durch die Bemühungen des berühmten Professor Jüngken wieder gehoben werden konnte. Dessenungeachtet kam Escher im Frühjahr 1840 halb krank in Zürich an. Wol mag der Wiedergenesende während des Sommers im Kreise seiner Lieben manche glückliche Stunde verlebt haben; aber die damaligen Zustände seines engern Vaterlandes, auf die sich seine Blicke immer schärfer richteten, gewährten ihm keine Befriedigung; zudem war er noch zu jung, um irgendwo thätig einzugreifen. Da ward im Herbst 1840 beschlossen, er solle nach Paris gehen, um während eines längern Aufenthaltes sich nicht nur die für die staatsmännische Laufbahn unumgänglich nothwendige Leichtigkeit in Handhabung der französischen Sprache anzueignen, sondern auch, um seine wissenschaftlichen Studien abzuschließen und die nöthige Gewandt-

heit und Eleganz im Verkehr mit der Welt zu erwerben. Ich müßte mich sehr irren, wenn seine damals gemachte Bekanntschaft mit der école polytechnique und der école centrale ihn später bei der Gründung und Gestaltung unsers Polytechnikums nicht von bedeutendem Nutzen gewesen wären.

Gleich nachdem Escher das Doktorexamen bestanden, das erste und wol eines der glänzendsten an der juristischen Fakultät der Universität Zürich, und dann wirklich am 17. Sept. 1842 nach ebenso glänzender Disputation den Doktorhut empfangen hatte, begann seine praktische Wirksamkeit. Und zwar schien es anfänglich, als ob der 23jährige Mann in den ruhigen Hafen des Dozentenlebens einlaufen wolle; denn er hielt mehrere Semester lang stark besuchte Vorlesungen, namentlich über schweizerisches Bundesstaatsrecht. Aber es ist außer jedem Zweifel, daß Escher selbst dieses Wirken nur als Durchgangsstation betrachtete, bis mit seinem 25. Jahre die Zeit der Wählbarkeit zu Staatsämtern gekommen wäre; denn mit seiner eminenten Kraft auf und für das ganze Zürcher- und Schweizervolk zu wirken, mußte nach seiner geistigen Anlage sein Ideal sein. Darum wollte er auch wol durch erneuertes und allseitiges Studium staatsrechtlicher Fragen sich so gründlich ausrüsten, daß die spätere Praxis ihn nie vor Probleme stellte, die er noch nicht wissenschaftlich durchgearbeitet hatte. Kaum in's Alter der Wählbarkeit eingetreten (1844), wurde er vom Wahlkreise Elgg in den großen Rath gewählt, und wir haben einen neuen Beweis für die frühere Behauptung, Eschers Gemüth habe das edle Gefühl der Dankbarkeit tief innegewohnt, in dem Umstande, daß er das Mandat von Elgg noch Jahre lang beibehielt, als sich andere Kreise, u. a. auch der unsrige, lebhaft bemühten, den unterdessen berühmt gewordenen Mann als ihren Repräsentanten zu gewinnen. Gleich sein erstes Auftreten in unserer gesetzgebenden Behörde zeigte ihn trotz seiner Jugend als eine Hauptstütze der liberalen Partei und als schon gereiften Staatsmann. Darum wurde er auch schon im folgenden Jahre (1845) nicht nur in den Rath des Innern, sondern ebenfalls zum dritten Tagatzungsgesandten gewählt, und in den folgenden Jahren hat er an Furrers Seite das Todesringen des absterbenden alten Bundes selbst durchlebt und mit den Edelsten der Nation die Neugestaltung vorbereiten helfen. Sein Wirkungs-

kreis erweiterte sich jedes Jahr; im Jahre 1846 trat er in den Erziehungsrath ein, und noch ehe die 15er Verfassung zu Grabe gegangen war, wurde er mit dem nachherigen Bundesrath Münzinger als eidgenössischer Gesandter nach dem Ktn. Tessin geschickt. Die Aufgabe der Gesandtschaft bestand nach Eschers eigenen Worten darin, angesichts der insurrektionellen Bewegungen in Italien zur Befreiung von der österreichischen Herrschaft und angesichts der Kundgebungen im Kanton Tessin zu Gunsten dieser Bestrebungen die Neutralität der Schweiz aufrecht zu erhalten“. Daß es damit ernst gemeint war, geht daraus hervor, daß den eidgenössischen Kommissären Truppen zur Verfügung gestellt waren.

Das Jahr 1849 nahm dem Ktn. Zürich gleich beim Beginn der neuen Bundeszustände unsern erprobtesten Staatsmann, Dr. Jonas Furrer, weg, der einen Hauptantheil an dem Erlaß der 48er Bundesverfassung genommen hatte und darum auch wie billig zuerst auf den Präsidentenstuhl des Bundesrathes berufen wurde. Der ebenso würdige Nachfolger unsers großen Zürcher Bürgermeisters war bald gefunden, hatte ja doch Alfred Escher das 30. Jahr nun erreicht. „Ich bin der letzte Bürgermeister von Zürich“, sagt Escher in seinen kurzen biographischen Notizen, „da im Jahre 1850 der Bürgermeistertitel durch denjenigen eines Regierungspräsidenten ersetzt wurde“. In diesem Jahre 1850 erlitt unsere oberste Verwaltungsbehörde, hauptsächlich durch den Einfluß Eschers, eine völlige Umgestaltung, indem die Mitgliederzahl vermindert und an die Stelle des Kollegial- das Direktorialsystem eingeführt wurde. Die letzte Veränderung war vielorts mit Kopfschütteln aufgenommen worden, und es lag nun an Escher, zu zeigen, daß die Geschäfte nicht nur rascher abgewickelt, sondern auch mit unverminderter Gründlichkeit behandelt wurden. Neben seinen eigenen riesenhaften Anstrengungen ermöglichten dieß seine strengen Forderungen an seine Kollegen. Escher hatte das allzeit mühevollen, mit prinzipiellen und Detailfragen fast überlastete Erziehungsdepartement übernommen. Es harrete das Volksschulwesen einer neuen Gesetzgebung, da durch die Septemberperiode manches aus dem Geleise des ruhigen Fortschrittes gedrängt worden war, und man bei veränderten Zuständen doch auch nicht einfach in das Fahrwasser der 30er Jahre zurückkehren konnte. Da galt es

ein gründliches Studium aller einschlägigen Verhältnisse; denn Escher wußte wohl, wie innig das künftige Geschick eines ganzen Volkes mit seiner Erziehungsmethode verknüpft ist. Von seinen fast übermenschlichen Anstrengungen hat der kompetenteste Zeuge, Hr. Erziehungsekretär F. Schweizer, seiner Zeit eine interessante Schilderung gemacht, indem er ergänzend hinzufügte, es sei nicht nur einmal vorgekommen, daß Hr. Escher sich im Obmannamt ein Bett aufschlagen ließ, um nach einigen Stunden der Ruhe ohne weiteren Unterbruch seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Wie wäre dieß übrigens auch anders möglich gewesen; denn außer der völligen Beherrschung seines eigenen Departements bis ins kleinste Detail arbeitete er sich als Regierungspräsident in die wichtigsten Geschäfte der übrigen Departements ein und hielt so die Fäden der ganzen Verwaltungsmaschine in seiner kräftigen Hand. Er war darum auch im Obmannamt ebenso gefürchtet als bewundert; denn keine Nachlässigkeit vom Departementschef an bis zum Copisten hinunter entging seinem Scharfblick.

Aber dieß alles, was andere schon als eine schwere Last empfunden hätten, war nur ein Theil seiner Arbeit. Gleich bei der Wahl der neuen Bundesbehörden war Escher von unserm ersten eidgenössischen Kreise in den Nationalrath gewählt worden, und er ist bis zu seinem Tode Mitglied dieser Behörde geblieben. Die Schärfe in der Auffassung der jeweiligen Situation, seine Gründlichkeit in der Behandlung sämmtlicher Materien und seine Schlagfertigkeit zu jeder Stunde sicherten ihm in dieser Behörde stets einen großen Einfluß, und es hing beim Tode Furrers nur von seiner Entschliesung ab, ob er dessen Nachfolger im Bundesrathe werden solle oder nicht. Er hat die Ehre abgelehnt, als erster Magistrat an der Spitze der Eidgenossenschaft zu stehen, und zwar nicht etwa hauptsächlich aus dem Grunde, um nicht von seinem lieben Belvoir scheiden zu müssen. Gewiß hat seine Freude an seiner Heimstätte mitgeholfen, ihm seine Entschliesung zu erleichtern; aber als Hauptgrund muß doch offenbar das angesehen werden, daß sich seinem Geiste damals schon, wenn vielleicht auch nicht in ganz klaren Umrissen, das Gebiet eröffnet hatte, das seinen Namen der Unsterblichkeit überliefern sollte. So viel ihm aber dieß sein größtes Werk an Zeit und Kraft übrig ließ, wollte er auch

dem engern und weitem Vaterlande widmen, und in ehrender Anerkennung dieser Opferwilligkeit hat ihn der Nationalrath 4 Mal zu seinem Präsidenten gewählt, eine Ehre, die noch keinem Schweizer zu Theil wurde. Einmal freilich mußte er aus Gesundheitsrückfichten die Wahl ablehnen. Aufmerksam auf alle Regungen im Volksleben wußte der 30-jährige Nationalrathspräsident 1849 seine meist viel ältern Kollegen zu elektrifiziren, als viele derselben die Beobachtung gemacht haben wollten, „es lassen die neuen Bundeseinrichtungen unser Volk ganz kalt; das einzige Gefühl, welches es etwa für sie habe, sei das der unbedingtesten Gleichgültigkeit.“ — „Wir sind“, rief ihnen Escher zu, „die Priester, denen das Volk das Feuer, welches in seinen Wehestunden in ihm aufgegangen ist, zur sorgfamen Wahrung anvertraut hat. Unsere Pflicht ist es, dieses Feuer zu hegen und zu pflegen, und wir dürfen es auch durch keinen Sturm auslöschen lassen, auch wenn er aus der Mitte derer hereinbrausen sollte, von denen uns die heilige Flamme zur Aufbe-wahrung übergeben worden ist. Es kann Augenblicke geben, in denen dieses Feuer für Manche seinen Reiz verliert, ja, in denen sein Licht sie blendet und seine Wärme sie brennt. Aber sicher kommt dann die Stunde wieder, in der alles Volk sich an dem Feuer erleuchten und erquickern kann, und wenn dann diejenigen, denen die Flamme anvertraut worden, sie in der Zwischenzeit hätten auslöschen lassen, so würde ihnen die Verantwortung schwer werden, sogar bei denen, welche kurz vorher selbst das Feuer würden ausgelöscht haben. Also, meine Herren, wenn etwa in einem Augenblick, da die Strömung des öffentlichen Lebens vielleicht einseitig mehr auf die materiellen als auf die höhern Interessen hin gerichtet ist, die nationalen und politischen Güter, welche uns durch die Bundesverfassung zu Theil geworden oder in Aussicht gestellt sind, gering angeschlagen werden sollten, halten wir wenigstens fest an ihnen, und zählen wir darauf, daß der Richterstuhl einer sichern Zukunft uns dafür wird Gerechtigkeit zu Theil werden lassen“.

Und als im Jahre 1849 rings um die Schweiz her die Reaktion ihr Haupt erhob und Hunderte der verunglückten Insurgenten auf dem Schweizerboden Sicherheit suchten, so daß Manchem die Freiheit des Vaterlandes gefährdet schien, da rief Escher bei Eröffnung der Session von 1850 begeistert aus:

„Wir sind damit auf die große Aufgabe gekommen, welche unser Vaterland in Europa im Interesse der Demokratie zu lösen hat, auf die wahre Art und Weise, wie die Schweiz ihrerseits die Völkersolidarität bejätigen soll. Die Schweiz ist dazu berufen, durch die Macht des Beispiels der heiligen Sache der Völkerfreiheit Vorschub zu leisten. Ja, meine Herren, unser Alpenland soll der Hochaltar der Freiheit in Europa sein. Diesen Hochaltar rein und unbesleckt zu erhalten, ihn zu erhalten in seiner vollen Würde und in seiner ganzen Erhabenheit, das ist die schöne Aufgabe, welche die Vorsehung unserm Volke in der Reihe der Kämpfer für die Demokratie zu lösen übertragen hat. Erfüllt das Schweizervolk diese Aufgabe gewissenhaft, so wird dieß zu seinem eigenen Frommen und auch zum Frommen derer gereichen, die außer unserm Vaterlande für die Freiheit erglühen.

Es wird zum Frommen dieser Letztern dienen: denn wenn an dem Beispiele der Schweiz die Kraft und das Glück eines freien Volkes sich vor den Augen Europas fortwährend lebendig beurfunden, so wird sich um diesen helleuchtenden Freiheitsaltar herum um so eher auch ein europäischer Freiheits-tem-pel erheben: in bitteren Stunden des Leidens aber, welche auch fürder den Streitern für die Freiheit der Völker nicht erspart sein werden, wird ein Blick auf jenen Hochaltar, auf dem die Leuchter der Freiheit, so Gott will, nie erlöschen werden, die treuen Streiter zu neuem Muthigen ermuntern und begeistern, wie das fromme Gemüth, wenn es im Lebenskampfe oft fast verzagen will, in dem Gottestempel wieder lindernden Trost und heilsame Stärkung findet.

Jene schöne, dem Schweizervolke unter den Kämpfern für die Demokratie angewiesene Stellung wird aber auch wieder zu seinem eigenen Frommen gereichen. Die erhabene Aufgabe, den Hochaltar der europäischen Freiheit zu wahren und zu schirmen, wird sein ganzes Thun und Lassen heben, adeln und verklären, und sollte die Reaktion je an diesem Hochaltare, unserm freien Alpenlande, sich mit Frevelhand vergreifen wollen, so könnte aller derer, welche der heiligen Sache der Volksfreiheit, wo immer es auch sein möchte, dienen, nur ein Gefühl sich bemächtigen, das Gefühl, daß nun Hand an das innerste Heiligthum der Völkerfreiheit gelegt sei, das Gefühl, daß nicht nur der Schweiz,

sondern der Demokratie überhaupt der Untergang bereitet werden wolle, das Gefühl, daß darum nicht nur die Schweiz, sondern alle, welche die Völkerfreiheit nicht aus unserm Welttheile verbannt wissen wollen, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben haben. Dieses Gefühl würde eine furchtbare Macht zur natürlichen Verbündeten unsers Vaterlandes machen und diese Verbündete hätte die Schweiz der Völkersolidarität zu verdanken“.

Mit derselben Weihe sprach Escher vor vereinigter Bundesversammlung, als er während der Neuenburger Wirren in kritischen Momenten den greisen General Dufour beeidigte. Seine Worte fanden Wiederhall in dem Herzen jedes biedern Eidgenossen. Sie lauteten :

Herr General!

Die Bundesversammlung hat Sie an die Spitze unserer tapferen Armee berufen. Dieser Ruf ist in einem sehr kritischen Augenblicke an Sie ergangen. Wir sind alle von dem Gedanken an die große Aufgabe durchdrungen, die Ihrer harret; alle aber haben wir das feste Vertrauen, daß Sie, wenn die Stunde des Kampfes schlägt, auf der Höhe Ihrer Aufgabe stehen werden: Sie werden sie im Bewußtsein der guten Sache erfüllen, zu deren Vertheidigung Sie berufen sind.

General! Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, unterstützt und ermuthigt durch die Macht der öffentlichen Meinung in Europa. Diese Meinung ist auch eine Großmacht, und in ihrem unsterblichen Gerechtigkeitsgefühl nimmt sie überall mehr und mehr offen Partei für uns.

Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, getragen von der rühmlichen Einigkeit, die in unserm Volke und unserm Heere herrscht. Es sind nun neun Jahre her, daß Sie ebenfalls an der Spitze des eidgenössischen Heeres gestanden. Doch, welcher Unterschied zwischen damals und jetzt: Damals gebot Ihnen eine peinliche Pflicht, das Schwert gegen Eidgenossen zu ziehen; heute drängen sich brüderlich alle Kantone unserer Schweiz, zu jedem Opfer bereit, um die Mutterfahne, das weiße Kreuz auf rothem Feld, das die Bundesversammlung in dieser feierlichen Stunde Ihren Händen anvertraut.

Endlich, General! werden Sie Ihre Aufgabe erfüllen unter dem allmächtigen Schutze des Gottes unserer Väter, dessen

Gnadenhort Jahrhunderte lang mildthätig über unser Vaterland gewaltet. Die Augen auf ihn gerichtet, der eine feste Burg ist für den Schwachen und Kleinen, so lade ich Sie ein, vor uns den Feldherrneid zu leisten.“

Lassen Sie mich hier eine persönliche Beobachtung einschleusen! Es war im Jahre 1849. Escher saß auf dem Präsidentenstuhle im Nationalrathsssaale, offenbar mit der Abfassung eines wichtigen Dokumentes beschäftigt, das mit der in Behandlung stehenden Materie nichts zu schaffen haben konnte, da es noch während der Diskussion gesiegelt und abgeschickt wurde. Der Waibel ging und kam. Hr. Escher unterbrach sich im Schreiben, um Depeschen zu lesen und die Antwort in ein paar Zeilen darunter zu setzen und zu versenden. Dazwischen verlangten und erhielten verschiedene Redner das Wort, und als nun die Debatte zu Ende war, erfolgte vor der Abstimmung von Seite des Herrn Escher eine so klare, gründliche und erschöpfende Rekapitulation der ganzen Diskussion, als ob er andächtig, wie der fromme Christ im Gottesdienste, nur den Worten der Redner gelauscht hätte.

Von den damals fast zahllosen Arbeiten der Bundesversammlung zur Regelung des Heer-, Gerichts- und Verkehrswesens, des Münz-, Maß- und Gewichtssystems etc. hat Eschers Interesse keine so sehr in Anspruch genommen, wie die Ausgestaltung des höhern Unterrichtswesens. Was die edelsten Geister der Zeit der Helvetik geahnt und gewünscht, hatte in § 22 der neuen Bundesverfassung Ausdruck gefunden: „Der Bund ist beauftragt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten“. In der vorberathenden Kommission theilten sich Escher und Dufour in der Weise in die Arbeit, daß Dufour den Plan zum eidgenössischen Polytechnikum, Escher denjenigen einer eidgenössischen Universität ausarbeitete. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht damals im Kopfe Eschers die Idee entsprungen wäre, die sein Freund, der sel. Seminardirektor Fries 1860 an der schweizerischen Lehrerversammlung so beredt entwickelte: Die Formen des bisherigen Universitätswesens zu sprengen und die Zahl der Fakultäten so zu erweitern, daß Universität und Polytechnikum vereint eine alma mater alles wissenschaftlichen Forschens und Lebens würden. Darauf hin deutet wenigstens die Gründung der VI. oder so zu sagen philosophischen

Abtheilung des Polytechnikums, dieses Bindegliedes mit der Universität.

Wenn Hr. Escher schon um des Segens willen, den eine solche hohe Schule der Eidgenossenschaft bringen mußte, mit ganzer Seele an dem Projekte hing, so stachelte der Gedanke, diese Anstalt könne der Sachlage nach nur in Zürich errichtet werden, seine Thätigkeit zu vermehrter Energie. Glücklich wurde denn auch im Jan. 1854 der sorgfältigst ausgearbeitete Plan im Nationalrathe „durchgedrückt“, wie Escher selbst sagte; aber er scheiterte im Ständerathe, wo Eschers Ueberlegenheit als Debatter leider nicht selbst eingreifen konnte, und es wurde nur mit Mühe das Polytechnikum gerettet. Dieses ist denn auch Eschers Schooßkind bis an sein Ende geblieben. Seinem Einflusse ist es u. A. hauptsächlich zuzuschreiben, daß bei aller Lehr- und Lernfreiheit durch eine strenge Studienordnung unser Polytechnikum das hohe Vertrauen und das wohlverdiente Renommé auch im Auslande gewann. Gleich von Anfang an trat Herr Escher als Vizepräsident in den eidgenössischen Schulrath ein. Der 9. Dezember 1882 sah diesen ausgezeichneten Vizepräsidenten nach 28-jähriger Wirksamkeit in's Grab sinken.

In den handschriftlichen Aufzeichnungen des Seligen finden wir unter der Jahreszahl 1852 die Notiz: „1852 rief ich die Zürichbodenseegeellschaft, die sich dann nach und nach zur Nordostbahngesellschaft erweiterte, ins Leben. Das Präsidium der Direktion derselben wurde mir übertragen“. Die ersten Versuche, dieses vollkommenste der neuen Verkehrsmittel trotz aller Terrainschwierigkeiten auch in unserm Lande einzubürgern, waren allerdings schon früher gemacht worden. Unter der Regide eines Namensvetters des Hrn. Dr. Alfred Escher war schon 1847 das Theilstück Zürich-Baden, die sogen. „Spanischbrötlbahn“, entstanden und eingeweiht worden. Bei dem interkantonalen großen Unternehmen der Zürichbodenseebahn war Herr Escher sogleich vor die wichtige Frage gestellt, ob Privat- oder Staatsbau vorzuziehen sei. Hr. Escher schreibt darüber blos: „Ich war im Gebiete des Eisenbahnwesens für den Privatbau und gegen den Bundesbau. Es bestimmte mich hiezu namentlich auch die Befürchtung, daß, wenn das schweizerische Eisenbahnnetz durch die Bundesgewalt festgesetzt werde, die östliche Schweiz als Stief-

sind werde behandelt werden, während sie doch gemäß ihrer Industrie und ihrem Verkehre die größten Ansprüche zu erheben berechtigt sei. Der Privatbau siegte. Nun hieß es, dieß sei schön auf dem Papiere; in der Wirklichkeit bekomme man aber auf diesem Wege keine Eisenbahn. Die Verfechter des Privatbaues hatten in Folge dessen die Aufgabe, thatsächlich zu beweisen, daß dem nicht so sei. Sie mußten also selbst Hand an's Werk legen. So wurde ich gegen meine persönliche Neigung genöthigt, an die Spitze der Direktion der Zürichbodenseebahn zu treten, und es erwahrte sich dann an mir das Sprichwort: Wer den Finger gibt, dem nimmt man die Hand“. Die Nordostbahn darf übrigens als eine Quelle reichen Segens für die volkswirtschaftliche Entwicklung des Kantons Zürich und der Ostschweiz überhaupt betrachtet werden“.

Die letzte Commerc Session der eidgenössischen Räte hat gezeigt, daß sehr viele hochstehende, maßgebende Persönlichkeiten es bedauern, daß damals nicht der Staatsbau siegte. Hätte Herr Escher die Argumente seiner Gegner unter sein scharfes Seziersmesser nehmen können, so hätte die Diskussion wohl eine andere Wendung genommen. Denn es ist nicht einmal gewiß, daß durch den Staatsbau und die Staatsverwaltung alle Kalamitäten vermieden worden wären, welche durch Mißbräuche in der Buchführung, Börsenspekulation, Konkurrenzlinien zc. über das Eisenbahnwesen der Schweiz, ähnlich wie über dasjenige anderer Länder hereingebrochen sind. Aber abgesehen von einer Schuld im Betrage von kaum weniger als 500 Millionen, welche den Bund in der Erreichung manches hohen Zieles sicher gehindert hätte, darf man wol annehmen, unsere Gemeinden hätten sich bei ihrer in der Schweiz wie irgendwo sonst ausgebildeten Autonomie gefallen lassen, im Interesse einer kürzeren, leichteren und wohlfeileren Verbindung abgefahren zu werden, so daß, wie das im Elsaß, in Baden, Baiern zc. der Fall ist, die Stationen eine halbe oder $\frac{3}{4}$ Stunden von den Ortschaften entfernt lägen? Oder glaubt man, es wäre in den Vorkäulen des Bundesrathshauses um die Eisenbahnen weniger gefeilscht worden, als das in der Schwindelzeit im Vorsaale des Rathhauses in Zürich geschah? Wären nicht wie hier die heilsamsten Pläne, die mit dem Eisenbahnwesen nicht im entferntesten in Berührung standen, durch Koalitionen, die nur gemeinsamen Eisenbahninteressen ent-

sprangen, den Bach hinuntergeschickt worden? Möge in der Zukunft das Eisenbahnwesen durch Rückkauf Sache des Bundes werden oder nicht, eines ist sicher: Durch den Staatsbau wäre ein Zankapfel in die schweizerische Nation hineingeworfen worden, der das Einleben in die neuen Zustände erschwert, wo nicht ganz unmöglich gemacht hätte. Hr. Escher hat durch sein mannhafte Einstehen für den Privatbau sich um die Eidgenossenschaft verdient gemacht und einen neuen Lorbeer um sein Haupt gewunden.

Wenn wir uns recapitulirend diese ganze Thätigkeit Eschers im Anfange der 50er Jahre als Erziehungsdirektor und Regierungspräsident des Kts. Zürich, als Nationalrath und Nationalrathspräsident, als Vizepräsident des eidgenössischen Schulrathes und als Nordostbahndirektionspräsident vergegenwärtigen, wird es uns da wundern, wenn der herkulische Körper der Last des noch größern Geistes erlag? Ein heftiges Nervenfieber brachte ihn 1855 an den Rand des Grabes. Die schweizerische Nation lauschte den Nachrichten vom Krankenbette Eschers mit einer Theilnahme, die in Monarchien kaum die gefährlichste Erkrankung eines beliebten Monarchen zu erzeugen vermag. Sein Austritt aus der zürch. Regierung führte den nachherigen Bundesrath J. Dubs auf den Präsidentenstuhl.

Kaum genesen, rief Escher mit einigen Freunden die schweizerische Kreditanstalt in's Leben. Er blieb Präsident derselben, bis, wie wir seinen handschriftlichen Aufzeichnungen entnehmen, „ein Konflikt der Interessen der Kreditanstalt und der Gotthardbahn im Jahre 1877 eintrat“. „Mit Rücksicht auf denselben, fährt Escher fort, legte ich das Präsidium des Verwaltungsraths der Kreditanstalt nieder und blieb auf dem ausgesetzten Posten der Gotthardbahn, annehmend, daß sie meiner Dienste eher bedürfe“.

Wenn man annähme, Escher sei damals unter die gewöhnlichen Gründer gegangen, er habe sich der Göttin Moneta verkauft, so irrt man sich wieder. Escher dachte auch da größer. Er sagt selber: „Die schweizerische Kreditanstalt hat dem Plaz Zürich eine finanzielle Bedeutung gegeben, die er früher entfernt nicht hatte. Sie hat auch zur Befruchtung von Industrie und Gewerbe in Zürich und der Ostschweiz sehr wesentlich beigetragen“.

Das nächste wichtige Ereigniß in Escher's Leben zeigt, wie wenig diejenigen ihn kannten, welche ihn dem Gelde und dem Ringen nach Besitz verfallen glaubten. Er, dem die Häuser der Finanzwelt von halb Europa offen gestanden wären, wählte sich zur Gattin die hochbegabte, an Geist und Gemüth gleich bevorzugte Auguste Uebel, Tochter des verstorbenen Obersten, oder vom 39er Septemberputsche her unter dem Namen Major Uebel im ganzen Volke gekannten und geachteten Mannes. Aber Alfred Escher sollte des ehelichen Glückes wie 25 Jahre später seine einzig ihn überlebende Tochter Lydia nur unter den heißesten Thränen über den Verlust des geliebten Vaters sich erfreuen dürfen. Geliebt hat Alfred seine Eltern, wie nur das zart sinnigste Kind zu lieben vermag.

Ein so zärtlicher Gatte Escher auch war, so thaten seine häuslichen Verhältnisse seiner öffentlichen Wirksamkeit keinen Eintrag und es bedurfte wirklich der ganzen geistigen Größe von Frau Escher, um sich mit einem Manne glücklich zu fühlen, der so zu sagen Tag und Nacht nur seinen öffentlichen Pflichten lebte. Und der Mann hätte es sich nach den gewöhnlichen Bezügen so bequem machen können, wenn er, der so vieles geleistet hatte, nun vom öffentlichen Leben sich etwas zurückzog. Dazu mahnten ihn ja auch Schläge des Schicksals: Zuerst der Verlust eines Töchterchens und dann 1864 der Tod seiner erst 25jährigen Gattin. Was er alles that, um diese zu retten, und wie tief ihn der Verlust niederbeugte, wußten und wissen nur wenige Eingeweihte. Ein Glück für Escher und sein mütterlicherseits verwaistes Töchterchen, daß seine eigene Mutter und die ebenso hochgebildete Schwiegermutter noch lebten. Freilich wurden sie ihm auch bald darauf und zwar kurz nacheinander, letztere 1867, erstere 1868 durch den Tod entrissen. Die Sorge für eine gute Erziehung seiner Tochter hat Hrn. Escher viel beschäftigt; sein für ihn etwas öde gewordenes Haus trat nun aber für längere Zeit in den Hintergrund, und das öffentliche Leben hatte ihn wieder ganz.

Vergessen wir indessen über den großen, weitausgreifenden Unternehmungen nicht, was Escher in kleineren Verhältnissen ebenfalls geleistet hat! Als im Beginne der 60er Jahre die Stadt Zürich nach Erlaß des von Escher so gründlich vorbereiteten und von Dubs redigirten Schulgesetzes von 1859, eine

Reorganisation ihres Schulwesens vornahm, da half Escher als Mitglied der Stadtschulpflege kräftig mit, und als Mitglied des großen Stadtrathes trug er das Seinige zum Aufblühen der geliebten Vaterstadt bei; auch sein Wohnort Enge und unser ganze Wahlkreis konnten auf ihn zählen, wenn es die allgemeine Wohlfahrt oder sonst edle Zwecke galt.

„1863“, sagt Escher in den schon mehrmals citirten Aufzeichnungen, „bewirkte ich die Begründung der Vereinigung schweizerischer Kantone und Eisenbahngesellschaften zur Anstrengung der Gotthardbahn. Die fortgesetzten Anstrengungen dieser „Gotthardvereinigung“, wie sie kurzweg genannt wurde, haben schließlich mit der Handbietung der Bundesbehörden, soweit dieselbe verfassungsgemäß zulässig war, das Zustandekommen der Gotthardbahn herbeigeführt. Ich war Mitglied des engern leitenden Ausschusses der Gotthardvereinigung, und es gibt Leute, die behaupten, ich sei die Seele desselben gewesen.“

„1872 wurde mir das Präsidium der Direktion der Gotthardbahn übertragen. In Folge dessen trat ich von dem Präsidium der Nordostbahn zurück. Ich wurde dann zum Präsidenten des Verwaltungsrathes dieser Bahn ernannt. Im Jahre 1878 sah ich mich veranlaßt, die Stelle des Präsidenten der Direktion der Gotthardbahn niederzulegen“.

Eschers hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens sind noch zu gut in unser aller Gedächtniß, und es finden sich in unserer Versammlung so viele Personen, die weit kompetenter sind, darüber zu reden, als ich, daß ich mir nur die Bemerkung erlaube, daß der Geschäftsbericht der Direktion und des Verwaltungsrathes der Gotthardbahn vom Jahre 1878 und der letztjährige Bericht des Verwaltungsrathes der Nordostbahn im eigentlichsten Sinne voll seines Lobes sind.

Escher hat sich in der Wahl der Oberingenieure Gerwig und Hellwag theilweise geirrt und dafür schwer gebüßt. Aber nach den frühern Leistungen dieser Männer, z. B. der Anlegung des Prachtbaues Willingen-Triberg durfte Escher keinen Zweifel in die Befähigung derselben setzen. Seit der Wunderbau der Gotthardbahn vollendet ist, weiß und fühlt Jeder bei aller Neigung, anderer Verdienst auch anzuerkennen, daß sie hoffentlich Jahrtausende lang das würdigste Denkmal sein wird ihres Gründers: Alfred Escher v. Gotthard.

Eschers Verhalten bei der kantonalen Verfassungsrevision von 1869 hat er selbst mit folgenden Worten gerechtfertigt: „In der Politik war ich stets für den entschiedenen, wenn auch maßvollen Fortschritt. In Kantonal- und vollends in eidgenössischen Verhältnissen gab ich dem Repräsentativsystem, wenn auch mit weitgehendem Abberufungsrechte der Wähler, den Vorzug vor der sog. unmittelbaren Demokratie (Volksgesetzgebung)“.

Einen hervorragenden Antheil nahm Herr Escher auch an der Bundesrevision von 1874, obgleich ihn damals seine politischen Gegner aus dem Kanton ganz in den Hintergrund zu drängen suchten. Wir erinnern uns noch alle wohl, wie er auf der Bürgliterrasse im dichtgefüllten Saale ungeachtet wiederholter Anfälle von Asthma mit jugendlicher Begeisterung für die Neuschöpfung einstand.

Eschers politische Gegner sind durch die Erfahrungen der letzten zwölf Jahre größtentheils zum Schweigen gebracht worden, und die diesfälligen Anklagen sind verstummt. Dagegen habe ich noch einige Anklagen gegen ihn auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens zu beleuchten. Schon im Anfange der 50er Jahre hörte man in landwirthschaftlichen Kreisen die Klage, durch die Eisenbahnen werde das nöthige Kapital dem Grundbesitz entzogen und so der Landmann ruiniert. Selbstverständlich mußte sich in unsern kleinen Verhältnissen der Abfluß des Geldes nach neuen Unternehmungen damals wie zu allen Zeiten unliebsam spürbar machen; aber die Landwirthschaft im Allgemeinen hat durch das neue Verkehrsmittel unendlich mehr gewonnen, als die schnell vorübergehende Klemme schadete.

Als Escher und seine Freunde ihr Vertrauen in ihre Unternehmungen durch eigene starke ökonomische Theiligung kundgaben, da wurde ihnen und namentlich Escher vorgeworfen, sie beuten sämtliche Unternehmungen zu Gunsten ihres Geldsackes aus, und Jedermann drängte sich zu, um auch seinen Antheil von dem, wie man meinte, unerhörten Gewinn einzusacken. Ganze Vermögen wurden bei hohem Kurse in Aktien angelegt. Und als die Baissa kam und es schien, als ob die beiden großen Werke dem Untergange geweiht seien, da eilte Jedermann, seine Aktien los zu werden. Dadurch wurde das Uebel vergrößert, und nun sollte Escher am Ruin so vieler durch Spekulationswuth zu

Grunde gerichteter Vermögen schuld sein. Daß er sich nicht selber auch ökonomisch ruiniert hatte, reizte die ihm nun zu Feinden Gewordenen noch mehr, bis zu völliger Wuth. Es wurde dies nicht seinem ganz einfach naturgemäßen Handeln, sondern unredlichen Operationen zugeschrieben. Die nachweisbar allein richtige Erklärung dieser Vorgänge ist folgende: Escher mußte sich sowohl bei der Nordostbahn als bei der Gotthardbahn ziemlich stark betheiligen; aber die Erlebnisse seiner Familie hatten ihn deutlich genug gelehrt, nur denjenigen Theil seines Vermögens gewagten Spekulationen auszusetzen, den seine Familie zu behaglicher Existenz unter allen Umständen entbehren konnte. Escher hat selbst mit diesem ihm entbehrlichen Theile seines Vermögens nicht gespielt, wie hundert andere es thaten. Er hat seine Gotthardaktien nicht losgeschlagen und trug seinen Verlust wie jeder andere. Was man also hierin Herrn Escher zum Vorwurfe macht, begründet einfach seinen Ruf eines besonnenen Haushalters.

Die Arbeitslast hatte endlich die große physische Kraft Escher's erschöpft. Durch fortwährendes Arbeiten (Escher hatte die Gewohnheit, selbst im Eisenbahnwaggon fast ununterbrochen zu lesen) wurde die Sehkraft in dem Grade geschwächt, daß unser berühmte Augenarzt, Herr Dr. Horner, Erbblindung innert kurzer Frist voraussagte. Asthmaanfalle, von denen er im Bade Ems zeitweise Heilung suchte und fand, ein Nierenleiden und zuletzt noch Karbunkeln verbitterten seine Existenz in den letzten Jahren. Der Trost, seine Tochter mit dem Sohne seines Freundes, des Hrn. Bundesrath Welti, glücklich verlobt zu sehen, erheiterte seine letzten Lebenswochen. Zwar hielt er selber, als Anfangs Dezember 1882 eine neue Karbunkelbildung eintrat, seinen Zustand für nicht sehr gefährlich und machte noch seine Vorbereitungen, um nach Bern zu reisen und der Bundesversammlung beizuwohnen. Die Aerzte waren freilich anderer Ansicht. Schon Montag den 4. Dezember war der Zustand hoffnungslos, indem eine Blutinfiltration in das Gehirn eingetreten war; Bewußtlosigkeit trat ein und am Mittwoch den 6. Dezember 1882, Morgens zwischen 3 und 4 Uhr, verschied er in den Armen seiner Tochter. Die Kunde hievon flog mit den Flügeln des Blitzes durch die ganze Eidgenossenschaft, und das Geleite, das seinem Sarg in die Fraumünsterkirche und von da zur Ruhe-

stätte neben den Gräbern seiner Eltern in Enge folgte, war eines der zahlreichsten, das Zürich gesehen hat.

In dem zürcherischen Schwurgerichtssaale aber wurde vom Richter in den gleichen Stunden des nämlichen Samstag Nachmittag derjenige moralisch todt erklärt, der es zuerst gewagt hatte, in seinem „Princeps“ Eschers groß angelegtes Wesen und Wirken zu besudeln. — Die Nationalbajm ist gefallen, Locher im Gefängniß — die Zukunft wird noch andere richten; denn

die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Es bleibt mir nichts übrig, als Ihnen noch das Stammbuchblättlein mitzutheilen, das mich ein Freund bei diesem Anlaß dem Seligen auf's Grab legen hieß:

Er war ein fein gebildeter Philosoph, ein wahrer Held im Ertragen der niederdrückendsten Widerwärtigkeiten. Wie mit Stahl gepanzert stand er fest gegenüber den gemeinen Schmähungen niedrig gesinnter Gegner, obwol ihn dieselben auf's Tiefste fränkten. Kein wüstes Wort ist je seinen Lippen entronnen.

Sein Pflichtgefühl kannte keine Grenzen. Furchtbar trafen ihn die Donnerschläge, welche seine liebsten Schöpfungen, an denen er mit ganzer Sache hing: die Nordostbahn und Gottshardbahn, fast gleichzeitig in ihren Grundfesten erschütterten und zu verderben drohten. Mit Riesenkraft sein ganzes Sein, seine Gesundheit, sein schon bedrohtes Augenlicht einsetzend, Jahre hindurch auf alle Lebensgenüsse verzichtend, arbeitete er täglich bis spät in die Nacht, oft bis Morgens 2 Uhr an der Wiederbefestigung und Rekonstruktion der genannten Schöpfungen.

Geborner Politiker, hat er doch niemals zu Lüge und Unwahrheit, zu gemeinen und unmoralischen Mitteln Zuflucht genommen, um seine Zwecke zu erreichen.

Er glühte für das Wohl des engern und weitem Vaterlandes und opferte demselben ohne Bedauern seine Kräfte und sein Leben; er war ein edler Patriot im schönsten Sinne des Wortes.

Nachschrift.

In dem handschriftlichen Nachlasse Hrn. Eschers finden sich noch folgende Notizen über den Bau der Gotthardbahn.

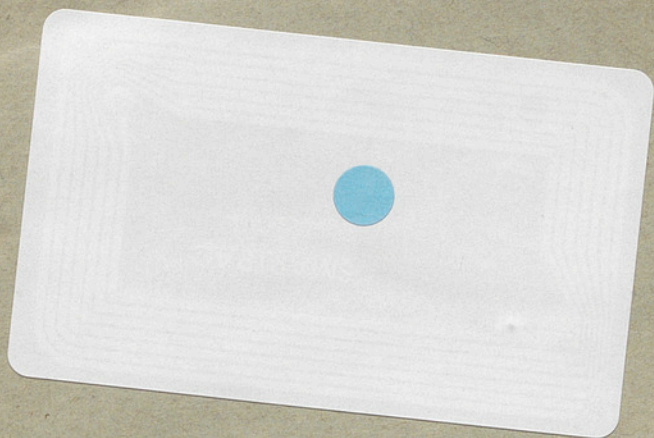
„Das Zustandekommen einer schweizerischen Alpenbahn erschien mir von Tag zu Tag wichtiger und dringlicher. Es wurde mir immer klarer, daß die Schweiz ohne eine den Wall ihrer Alpen durchbrechende Eisenbahn zu einem von dem großen Weltverkehr umgangenen und verlassenem Eilande herabsinken müßte. Und hinwieder erwog ich, welsch reichen Gewinn die Gotthardbahn, die, zum Unterschiede von den konkurrirenden Alpenbahnprojekten, inmitten der Eidgenossenschaft liegend und sie auf langer Strecke durchbrechend, zu einer der wichtigsten Handelsstraßen für einen bedeutenden Theil der zivilisirten Welt werden muß, und die im fernern dazu angethan ist, die Schweiz auf dem kürzesten Wege mit Italien und dem Oriente zu verbinden, der geistigen und materiellen Entwicklung unsers Landes bringen würde. Also Anstrengung der Gotthardbahn mit Aufbietung aller Kräfte! Die Gotthardbahn liegt auf dem Gebiete der Schweiz; die Initiative kommt also der Schweiz zu. Nach der Bundesverfassung von 1848, die damals noch in Gültigkeit war, hatte aber der Bundesrath, beziehungsweise die Bundesversammlung für die Anhandnahme einer solchen Aufgabe nur sehr beschränkte Kompetenz; es mußte deshalb hiesür ein Organ erst noch geschaffen werden. Dies geschah durch Begründung der oben erwähnten „Gotthardvereinigung“ und durch Aufstellung ihres leitenden Ausschusses. Der letztere hatte nun in der Gotthardsache alles dasjenige zu thun, was in einem Einheitsstaate der Regierung obgelegen hätte. Immerhin leistete der Bundesrath dem Gotthardauschusse, soweit die Bundesverfassung es zuließ, hülfreiche Hand. Der Gotthardauschuß hatte also eine eingehende technische und kommerzielle Denkschrift zu Gunsten der Gotthardbahn ausarbeiten zu lassen. Er hatte im Auslande

Propaganda für die Gotthardbahn zu machen und sich um Bundesgenossen für die Ausführung derselben umzusehen. Dabei handelte es sich wesentlich um die Auswirkung von Subventionen in sehr hohem Betrage, ohne welche der Bau der Gotthardbahn eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Auch im Innern der Schweiz war schwere Arbeit zu verrichten, vielleicht die schwerste. Hier kamen zu den Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache lagen, noch die vielen Kantone, mit denen man zu thun hatte. In jedem wieder eine andere Anschauung, und doch mußte alles unter einen Hut gebracht werden. Eine ebenso wichtige als schwierige Aufgabe für den Ausschuß der Gotthardvereinigung bestand sodann in der Ausstellung des Projektes für die Gestaltung der Gesellschaft, welche zur Ausführung der Gotthardbahn ins Leben gerufen werden mußte; denn vom Staatsbau konnte ja keine Rede sein. Da es sich um die Beschaffung sehr beträchtlichen Privatkapitals handelte, so mußte an die ausländische Finanz gelangt werden, wenn auch vorerst die Beteiligung der schweizerischen Finanz mit einer Quote des beizubringenden Privatkapitals, um dem Auslande Zutrauen einzulösen, zu sichern war. Auch in dieser Richtung waren endlose Unterhandlungen zu pflegen. Die Anschauungen der inländischen und ausländischen Finanzmächte gingen weit auseinander und waren überdies beständigem Wechsel unterworfen. Ein Meer von Schwierigkeiten war zu überwinden, bis es gelang, eine Einigung der verschiedenartigen Elemente zu einem übereinstimmenden Programm herbeizuführen. Nachdem in solcher Weise die Wege und Mittel vorbereitet waren, sah sich der Bundesrath in die Lage gesetzt, eine internationale Konferenz derjenigen Staaten zu veranstalten, welche die Geneigtheit an den Tag gelegt hatten, die Ausführung der Gotthardbahn zu unterstützen. Bei dieser Konferenz war der Ausschuß der Gotthardvereinigung ebenfalls zur Mitwirkung berufen. Nachdem aus der Konferenz der bekannte Staatsvertrag betreffend Ausführung der Gotthardbahn hervorgegangen war, bewirkte der Ausschuß die Konstituierung der Gesellschaft für den Bau und Betrieb der Gotthardbahn. — Ich sollte nun meine Verdienste für das Zustandekommen der Gotthardbahn darlegen; ich muß das andern überlassen. Wenn diejenigen, welche von der Gotthardbahn Nutzen ziehen, diese Verdienste vergessen haben, so frage man die Gegner der Gotthardbahn! Diese

werfen das Zustandekommen der Gotthardbahn in erster Linie und eigentlich einzig mir vor. Der Gotthard hat mir wenig Dank, aber viel Haß eingetragen. Die Reisen anlangend, habe ich natürlich viele solche zwischen den Jahren 1865 und 71 zur Vertreibung der Gotthardsache nach Deutschland und Italien unternehmen müssen. Die hauptsächlichsten Personen, mit denen ich in diesen Ländern in Sachen der Gotthardbahn verhandelte, waren Bismark, Delbrück, Camphausen (Norddeutscher Bund), Roggenbach (Baden), Varnbüler (Württemberg), Jacini und Correnti (Italien).

Schließlich füge ich noch die Notiz bei, daß die sogenannte Rekonstruktion der Gotthardbahn genau nach dem Plane bewerkstelligt worden ist, welchen ich vor meinem Austritte aus der Direktion bis in alle Details ausgearbeitet hatte.“





Zentralbibliothek Zürich



ZM01771141

